

Zelda Enit

Aufstehen

Auf dem Boden liegend spürt sie die Kälte des Untergrunds, die Stellen, an denen ihr Körper auf dem Laminat aufliegen. Sie hat sich eine Decke untergelegt. Mehr nicht. Den bunten, mit grafischen Mustern verzierten Bettüberwurf einer südafrikanischen Künstlerin – gekauft auf einer Reise – hat sie tief über die Ränder ihres Bettes gezogen. Sie will kein Licht. Sie will Stille. Sie will nicht mehr aufstehen. Manchmal stößt sie, geschüttelt von ihren Albträumen, mit ihrem Kopf an den Lattenrost. Es macht ihr nichts aus; so spürt sie wenigstens den Schmerz an ihrem Kopf.

Sie wuchs in einer Großstadt Deutschlands auf. Ihre Eltern gaben ihr den wunderschönen Namen Grace. Ihr Familienname war langweilig: Meier mit e i. Sie bewunderte die Tatkraft, die Intelligenz, die Schönheit, die Eleganz, die Wärme ihrer Mutter. Sie war immer für sie da. Immer. Immer, wenn sie sie brauchte. Die Familie konnte von den gut laufenden Imbissbuden des Vaters leben, die Mutter widmete sich einige Jahre mit großer Lust und Freude den Kindern. Ihren Beruf als Ingenieurin schien sie in dieser Zeit nicht zu vermissen. Manchmal erzählte sie von großen Bauvorhaben, die sie früher leitete. Dann strahlte sie, sah ihre Kinder an: „Es ist gut, wie es ist, es erfüllt mich. Ich darf meinen Traum Mutter zu sein leben.“

Die vielen Grünanlagen und Spielplätze in der Umgebung der Wohnung der Eltern waren ein Eldorado für sie und ihre Geschwister. Jeden Tag verbrachten sie unzählige Stunden draußen. Bei Sonne, bei Kälte, bei Regen, bei Schnee, bei Hitze; Hauptsache draußen sein mit anderen Kindern.

Sie mochte zwei Jungs nicht, Brüder. Sie waren erst neu zugezogen und marodierten über die Spielplätze und erklärten, dass sie nun die Bestimmer seien. Sie ging ihnen aus dem Weg. Manchmal kreisten die Brüder sie ein und skandierten „Meierlein – Schokolein, Meierlein - Schokolein“. Sie verstand nicht. Sie erzählte es ihrer Mutter. Die sprach von „du musst dir diese Diskriminierung nicht gefallen lassen!“. Sie hörte das Wort Diskriminierung das erste Mal. Sie verstand es nicht. Ihre Mutter machte Übungen mit ihr: Sie solle beim nächsten Mal, wenn die Brüder wieder anfangen, laut Stopp sagen, den Arm, die Hand energisch nach vorne strecken. Es brauchte viele Übungen. Sie fand es lustig.

Sie wollte auf das Gymnasium. Viele ihrer Mitschüler und Mitschülerinnen planten das auch. Die Mutter kam erbost vom Elterngespräch, zu dem sie allein hingehen musste, da der Vater ungeplant (ein Mitarbeiter war plötzlich erkrankt) die Spätschicht in einer seiner Imbissbuden übernehmen musste. Sie hörte, wie sie dem Vater berichtete „und dann habe ich die Lehrerin gefragt: Würden Sie einem Kind mit denselben super Noten und einem anderen Hintergrund auch die Empfehlung geben auf die Realschule zu gehen?! Ich verlange von Ihnen, dass Sie für Grace eine Empfehlung fürs Gymnasium ausstellen!“ Sie verstand nicht.

Am Eingang des Erasmusgymnasiums stand „Rassismus freie Zone“. Sie kannte das Wort nicht, verstand es nicht, fand es lustig und machte Wortspiele damit. Am besten gefiel ihr: „Rasselmußfreie Zone“ und sie stellte sich dabei ein bitter schmeckendes, ungenießbares Muß vor. Sie ging gerne in ihre rasselmußfreie Zone. Die Lehrer und Lehrerinnen waren allesamt nett, offen, modern, cool, den Kindern und Jugendlichen zugewandt. Sie hatte den Eindruck, dass sie ihr Bestes gaben und Freude und Spaß an ihrem Beruf hatten.

Wurde sie nach ihrem Namen gefragt, vergaß sie absichtlich ein e in ihrem Familiennamen: Zelda Meir. Sie sprach es zweisilbig aus: Me ir, Betonung auf der zweiten Silbe mit einem im Rachen verschwindenden R.

Ihre aus dem Irak stammende Freundin, deren Familie schon lange hier lebte „schon die zweite Generation“ betonte ihre Freundin stolz (sie verstand nicht, warum sie aus dem Irak stammte, sie stammte doch aus Deutschland, war doch hier geboren und wuchs hier ein paar Straßen weiter auf) zog sie eines Morgens zur Schultoilette. Ohne Worte, aber irgendwie energisch. Sie verstand nicht warum, aber es schien der Freundin wichtig zu sein. Sie schlossen sich in eine Toilette ein und die Freundin flüsterte ihr ins Ohr, dass ihr Tags zuvor ein größerer Junge auf dem Weg von der Schule nach Hause sehr weh getan hatte. „Sehr weh!“ insistierte die Freundin und weinte. Sie verstand nicht und war irritiert. Ihre Mutter war entsetzt, fragte sie ob die Freundin schon bei der Polizei gewesen sei, ob die Freundin Unterstützung vom Mädchennotruf hätte, ob die Eltern sich um die Sicherung der Beweislast und überhaupt, ob sich die Eltern liebevoll um sie kümmern würden. Sie verstand das alles nicht, konnte keine Antwort darauf geben. Die Mutter ließ sich die Nummer der Freundin und deren Eltern geben. Sie hörte sie telefonieren. Der Ton der Mutter war manchmal fürsorglich und warm, manchmal bestimmend und kalt. Die Freundin kam nicht mehr in die Schule. Sie bekam eine WhatsApp „Danke! Danke, deiner Mutter! Ich brauche Zeit und bin in einer therapeutischen Wohngemeinschaft. Schön, dass du meine Freundin bist.“ Sie verstand nicht, sie wusste nicht, was eine therapeutische Wohngemeinschaft sein sollte. Der Kontakt brach ab. Sie fand es schade.

Zum Studium zog sie in eine andere Stadt. Sie wollte allein leben, mal ausprobieren, ob sie ohne die Eltern zurechtkommen würde. Die Stadt war kleiner, aber die Uni dort hatte einen ausgezeichneten Ruf: Super Professoren und Dozenten, tolle Labors, gute Betreuung der Studenten und ein reges Studentenleben. Sie hatte ein Studentenapartment mit eigenem Bad und Küchenzeile in einem Studentenwohnheim gefunden. Die Miete war niedrig und so blieb ihr von dem Geld ihrer Eltern noch einiges übrig. Sie mochte es gerne, in Kneipen mit Kommilitonen zu sitzen und über Gott und die Welt zu diskutieren. Sie liebte die in Clubs durchtanzten Nächte. „So fühlt sich pralles Leben an“ dachte sie manchmal und ein wohliges Gefühl durchflutete sie.

Viele hatten schon eine feste Beziehung. Sie wollte sich Zeit lassen. Sie wollte erst das Leben ausprobieren. Manchmal schlief sie mit Einem. Sie verlangte ein Kondom. Die Jungs benahmen sich daraufhin zickig. Sie legte sich einen Vorrat unterschiedlicher Kondome zu. Es war schön, einen Orgasmus zu bekommen, loszulassen, zu fliegen, durchflutet zu werden.

Sie hörte von einem Virus, der in China wütete. Die Bilder, die sie sah, verängstigten sie. Ihr Vater rief sie an und sprach eindringlich auf sie ein: Sie solle sich oft, sehr oft die Hände waschen, drei Minuten lang, Mundschutz und Desinfektionsmittel kaufen, sich einen Lebensmittelvorrat zulegen. „Jetzt“ sagte er bestimmt. „Geh jetzt los!“ Sie ging los, lief von Drogeriemarkt zu Drogeriemarkt auf der Suche nach Mundschutz und Desinfektionsmittel. Sie fand sie in einer Apotheke. Komisch dachte sie bei sich. Lebensmittelvorrat anlegen, fand sie spießig. Sie verschob es.

Sie stand an der Bushaltestelle. Es war spät, sie hatten in der Kneipe eine erhitzte Diskussion über das Virus, das als Coronavirus bezeichnet wurde, geführt. Sie musste ihren letzten Bus zurück erwischen. Sie wartete allein im Bushaltestehhäuschen. Ein Mann kam auf sie zu. Sie sah in von der Seite an - nicht mein Typ. Er drängte sie gegen die Glasscheibe des Bushaltestehhäuschens. Sie erinnerte sich an die Übungen mit ihrer Mutter. Sie wollte den Arm, die Hand ausstrecken und laut Stopp sagen. Es ging nicht. Sie spürte, dass er ihren Slip herunterzog. Sie wollte schreien. Er drängte seine Zunge in ihren Mund. Sie verstummte. Sie spürte sein hartes Glied. Seine Zunge glitt wieder aus ihrem Mund. Der Mund schmerzte. Er fing an ihr durchdringlich ins Ohr flüstern „ich wollte schon immer ein Schokolädchen vernaschen, ich wollte schon immer ein Schokolädchen vernaschen, ich wollte schon immer ein Schokolädchen vernaschen,“

„Ich muss einen Lebensmittelvorrat anlegen, ich muss mir Lebensmittel kaufen: Obst, Gemüse, Reis, Kartoffeln, Nudeln, Mehl, Tomatensauce, Käse, Milch, Joghurt, Kaffee, Linsen, Tee, Salat“. Sie ging in

die Läden. Sie schleppte tütenweise ihre Einkäufe nach Hause. Immer und immer wieder. Sie wusste nicht, wo sie all die Tüten, Dosen, Frischware unterbringen sollte. Sie schaffte Platz, räumte um, stapelte ihre Bücher und Tetrapacks, räumte wieder um. Immer und immer wieder.

Die Uni wurde geschlossen. Sie konnte nur noch über eine Plattform lernen. Sie starrte in den Computer, nichts kam bei ihr an.

Sie durfte keine persönlichen Sozialkontakte mehr haben. „Social Distancing“ wurde das genannt. Sport im Freien und Spaziergehen – alleine - durfte man. Sie verstand nicht. Ihre Eltern machten sich Sorgen, riefen täglich an, manchmal wollten sie mit ihr skypen. Sie stellte sich dann ins richtige Licht: „Alles gut.“

„Schokolädchen, Schokolein, Schokolädchen, Schokolein, Schokolädchen,...“ hämmerte es in ihrem Kopf.

Das Studentenwohnheim wurde unter Quarantäne gestellt. Sie sollte in ihrem Zimmer bleiben. Nur im Notfall sollte sie ihr Apartment verlassen dürfen. Der Malteserhilfsdienst würde die Versorgung übernehmen. Bei Krankheitsanzeichen sollte sie sich umgehend bei der Hotline melden. Unter ihren Türschlitz wurden ihr die Informationen durchgeschoben. Vor der Tür stand die „Versorgung der Malteser“. Sie verstand nicht. Sie wusste nicht, wer oder wie viele infiziert waren, sie wusste nicht, ob sie krank, schwer krank, gestorben waren. Ab und zu sah sie einen Krankenwagen vorfahren. Vermummte stiegen aus.

„Schokolädchen, Schokolein, Schokolädchen, Schokolein, Schokolädchen,...“

Ihr Smartphone fiel ihr in die Toilette. Sie legte es sofort in Reis, wartete bis es sich selbst ausschaltete, wartete ein, wartete zwei Tage. Es war tot. Es war ihr recht.

Sie schlich nachts aus ihrem Apartment, schob einen Zettel durch den Türschlitz einer Freundin auf dem Gang: „Bitte ruf meine Eltern unter dieser Nummer an, sag alles ist gut, mein Handy ist ins Klo gefallen, es ist kaputt, ich kann kein neues kaufen. Sie sollen sich keine Sorgen machen.“ Ergänzt hatte sie „wir können ja von Türschlitz zu Türschlitz heimlich kommunizieren, alles Gute, bleib gesund.“

Sie legte sich auf den Boden unter ihrem Bett. Sie lag starr dort tagelang.

„Schokolädchen, Schokolein, Schokolädchen, Schokolein, Schokolädchen,...“

Sie sollte aufstehen. Sie konnte nicht. „Beug die Knie, erhebet euch, beug die Knie, erhebet euch.“

Manchmal kroch sie an die Tür, las die Zettel ihrer Freundin. Ihre Eltern würden sich Sorgen machen. Sie würde sie beruhigen.

Sie las von Rassismus in USA, vom Tod eines Schwarzen, vom Niederknien der Menschen. Sie verstand nicht.